

HONO
LULU
KING

ROMAN

ANNE-GINE GOEMANS

INSEL

ANNE-GINE GOEMANS

HONOLULU KING

Roman

Aus dem Niederländischen
von Andreas Ecke

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Honolulu King*
bei Ambo Anthos, Amsterdam.

Der Verlag dankt der Niederländischen Literaturstiftung
für die Förderung der Übersetzung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2018

© Anne-Gine Goemans, 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17762-3

HONOLULU KING

Für John
Und für Lucy, Wester und Flint

*Dragonfly out in the sun
You know what I mean, don't you know
Butterflies all havin' fun
You know what I mean
Sleep in peace when day is done
That's what I mean
And this old world is a new world
And a bold world
For me*

*It's a new dawn
It's a new day
It's a new life
For me
And I'm feeling good*

NINA SIMONE, »FEELING GOOD«

Text und Musik von Anthony Newley und Leslie Bricusse

EIN KURS IN WUNDERN

Lektion 33: Es gibt eine andere Art, die Welt zu betrachten.

Als Hardy Hardy schließlich sprach, wünschten alle aus tiefstem Herzen, er hätte den Mund gehalten. Man kannte ihn als optimistischen und umgänglichen Menschen, der sich als Honolulu King mit Hawaiimusik einen Namen gemacht hatte. Über die bestialischen Morde an seiner Mutter, seinen beiden kleinen Brüdern und seiner Schwester hörte man ihn nur selten sprechen. Bis Hardy Hardy es für notwendig hielt, seine Geschichte zu erzählen. Nach mehr als siebzig Jahren.

1

Wie hieß doch gleich der Mann, der die Gefängniskatze gegessen hat? Das ist die Frage, und es spielt keine Rolle, welcher der drei Freunde sie stellt oder wie sie auf das Thema kommen. Es geht um den Nachnamen, und nichts anderes interessiert an diesem Frühlingsmorgen im Toko Hardy.

»Er heißt Brouwer«, sagt George. »*Sure as hell*. Er und seine Kameraden haben die Katze gefressen, aus Not. Sie hungerten und waren verzweifelt.« Aufs Sofa geflüzt, schaut er seine beiden Freunde mit dem typischen George-Blick an. Trotz seiner einundachtzig Jahre und der schlechten Augen macht er noch einen genauso selbstsicheren Eindruck wie vor gut einem halben Jahrhundert, als die Honolulu Kings vor vollen Sälen spielten. Fünf junge Männer mit Saiteninstrumenten auf der Bühne, alle fünf indonesisch-niederländischer Herkunft, nur dass George weniger wie ein Indo als wie ein Afrikaner aussah. Wie Nelson Mandela, um genau zu sein.

»Meiner Ansicht nach hieß er anders«, sagt Cok und hustet über einem Behälter mit Hühnerfilet-Stücken. Er sitzt am Tisch und schiebt das Fleisch auf Satéspieße. »Ich sehe ihn noch genau vor mir. Ein dürres Männchen mit unglaublich großen Füßen ... Verbeek! Verbeek aus Batavia hat die Gefängniskatze gegessen! Das war seine Rettung. Die Japse hatten den Gefangenen befohlen, ihren Kot abzuliefern, wegen Verdacht auf Grubenwurm. Aber es gab nichts zu kacken, weil sie nichts zu fressen bekamen. Ohne Essen keine Kacke.«

Zufrieden zieht Cok an seiner Nelkenzigarette, dann stülpt

er die Lippen vor, so dass Rauch durch die Zwischenräume der Zahnprothese entweicht. »Da hat Verbeek seinen Kot, die Überreste der Gefängniskatze, unter seinen Kameraden verteilt. Denn wer nichts ablieferte, bekam Schläge.«

George schüttelt den Kopf. »Du täuschst dich. Der Mann heißt Brouwer.«

»Verbeek«, bekräftigt Cok.

Cok sieht merkwürdig aus, findet Hardy. Wie er da so sitzt mit seinem viel zu weißen und zu großen neuen Gebiss, ähnelt er mehr einem Hai als einem achtundsiebzigjährigen Mann. Das liegt auch an seiner Haut. Sie ist so straff wie bei einem braunen Hai.

»Hardy? Was meinst du?«, fragt Cok, während etwas Asche aufs Hühnerfilet fällt. »Brouwer oder Verbeek?«

Hardy erhebt sich langsam aus seinem Sessel und zieht sein Hemd mit den dynamischen weißen Kringeln glatt. »Wir *tracen* ihn«, sagt er auf dem Weg zu den Regalen, die den Imbiss und den Wohnzimmerbereich gegeneinander abgrenzen. Viel mehr als eine Vitrinentheke mit indonesischen Gerichten und Zutaten und ein paar kleine Tische gibt es im Toko nicht. Hardy entnimmt einem der Regale eine Plastikkiste und stellt sie auf den Esstisch. Vier solche Kisten besitzt er, randvoll mit Kassetten. Ordentlich aufgereiht, die Rücken der Hüllen nach oben, so dass man die notierten Nachnamen lesen kann. *Jansen. Tikoea-loe. Oosterhof. Velthuizen. De Jong. Kakabeke. Disco.*

Hardy beugt sich über die Kiste. »Es ist niemand anderes als Wolff«, sagt er. Während er sich durch die Kassettenhüllen arbeitet, liest er laut die Namen vor. George Akkerman und Cok Bakker, Bassist beziehungsweise Gitarrist ihrer im vorigen Jahrhundert eingegangenen Hawaiiiband Honolulu Kings, hören schweigend zu.

Wie oft haben sie schon so zusammengesessen, um jemanden zu *tracen*? »Wir *tracen* ihn.« Hundert Mal? Hundertfünfzig Mal? Keiner von ihnen könnte es sagen. Es beginnt immer damit, dass einer von ihnen eine Frage zu irgendeinem Ereignis in der niederländisch-indonesischen Gemeinschaft stellt. Etwa: Welcher der Interviewten hat erzählt, dass seine Gruppe beim Hawaiiimusk-Wettbewerb 1948 disqualifiziert wurde, weil sie Hulamädchen auftreten ließ, obwohl Tänzerinnen bei Wettbewerben ausdrücklich verboten waren? Sie konnten ja die Jury beeinflussen. War es Eddy Doorenbos von den populären Maui Eilanders? Oder Peter Schilperoort von den Puka Pakas? Über jeden Namen, der fiel, wurde diskutiert. Hardy und seine Freunde waren jedenfalls selbst nicht dabei gewesen. Im Jahr 1948 waren sie noch Kinder und hörten Hawaiiimusk nur im Radio.

Hardy bezeichnet seine Kassettensammlung als »wissenschaftliches Material«. Seiner Ansicht nach enthält sie »explosive« Enthüllungen von Tatsachen, die in der Geschichtsschreibung gewöhnlich verdrängt oder ganz bewusst unterdrückt werden. Früher besaß er ein schweres Tonbandgerät, das er zu Auftritten mitschleppte, um die Musik seiner Honolulu Kings und ähnlicher Gruppen aufzunehmen. Als ihre Musik Ende der sechziger Jahre aus der Mode kam, brauchte er es dafür kaum noch. Stattdessen benutzte er das Tonbandgerät – und später einen Kassettenrekorder –, um seine niederländisch-indonesischen Imbissgäste zu interviewen. Die Leute schilderten ihre Erinnerungen an Niederländisch-Ostindien und die Besetzung durch die Japaner. Interviews kann man die Aufnahmen im Grunde kaum nennen. Hardy gab nur schnaubende Laute von sich, wenn ihm etwas nicht gefiel. Die »Japse«, genauer gesagt, positive Äußerungen über die Japse, waren ein äußerst

empfindlicher Punkt. Wenn jemand behauptete, es habe auch gute Japaner gegeben, hörte man den sonst so umgänglichen Hardy plötzlich unterdrückt schnauben. Es klang wie die Ankündigung eines Herbststurms: Die letzten Blätter an den Bäumen werden unruhig, Wasseroberflächen kräuseln sich. Doch im Allgemeinen ließ Hardy seine Landsleute ungestört reden und nahm auch das lang anhaltende Schweigen auf, das den größten Schmerz in sich barg.

Hardys Hand arbeitet sich durch die Kiste, auf der Suche nach dem Mann mit der Gefängniskatze. Die meisten Interviewten sind inzwischen tot.

»Wen haben wir denn da«, sagt Hardy triumphierend und hält die Hülle einer BASF-Kassette hoch, auf deren Einleger in kindlicher Schleifenschrift *Herr Wolff, Oktober 1997* steht. »Du hast ihn *getracet!*« George und Cok beglückwünschen ihn und applaudieren. Das gehört zum Ritual. Ehre, wem Ehre gebührt. »Er stand im Verdacht, die Katze gegessen zu haben. Aber jetzt, wo ich darüber nachdenke, bin ich mir fast hundertprozentig sicher, dass er es nicht gewesen ist«, sagt Hardy.

Aus dem mit Vorräten an Sambal, Sirup, Gewürzen und Konserven vollgestopften Regal nimmt er einen großen, schwarzen Ghettoblaster. Ein Weihnachtsgeschenk von seiner Tochter vor vielen Jahren. Die drei Freunde stellen sich feierlich in einer Reihe auf, sie pflegen die Erinnerungen stehend anzuhören. Während ihre Hände auf den Rückenlehnen der Esszimmerstühle ruhen, dringt leicht schleppend die Basstimme von Herrn Wolff aus den Lautsprechern. Die magnetisierbare Schicht, in der seine Erinnerungen an Niederländisch-Ostindien festgehalten sind, hat sich mit der Zeit abgenutzt. Die hohen Töne sind verloren gegangen.

Während des Krieges konnte ich nicht mehr das Gymnasium

besuchen. Ich fing deshalb als Seifenmacher bei meinem Onkel in Batavia an. Wir stellten Badeseife in verschiedenen Farben und grüne Waschseife aus Öl und Soda her. Als es kein Öl mehr gab, konnten wir keine Seife mehr machen und verlegten uns auf Schleifpapier aus Schweinehaut. Das stank entsetzlich. Wir holten im Schlachthof Sehnen und Haut und verkauften das stinkende Schleifpapier an chinesische Händler.

Hardy hat Herrn Wolff wieder deutlich vor Augen. Ein kleiner Mann mit melancholischem Blick, acht bis zehn Jahre älter als er. Herr Wolff wohnte in einer anderen Stadt, er war zufällig vorbeigekommen, und die Aufschrift »Institut für mündliche Geschichte Niederländisch-Indiens« – aus Klebebuchstaben auf der Tür von Toko Hardy unter den Öffnungszeiten angebracht – hatte sein Interesse geweckt. Nach dem Verzehr einer Portion Gado-Gado hatte Herr Wolff sich auf dem Sofa niedergelassen, während Hardy seine übliche Position einnahm, auf dem Esszimmerstuhl gegenüber dem Interviewten; Ghetto-Blaster und Mikrofon hatte er auf den Couchtisch dazwischen gestellt. Dann hatte er den Mann nach seinen Erinnerungen an die Besatzungszeit gefragt.

Meine Mutter hatte für die ganze Familie Rucksäcke gepackt, für den Fall, dass wir interniert würden. Aber der Krieg dauerte so lange, dass wir die Kleidung wieder auspackten, sonst hätten wir nichts mehr zum Anziehen gehabt. Als ich 1944 verhaftet wurde, war mein Rucksack leer. Unter den jungen Leuten, die nicht für die Japse arbeiten wollten, war es zu Unruhen gekommen. Auch ich war dabei. Alle wurden einkassiert. Wir waren jung, ich war gerade siebzehn geworden. Wir wurden mit Lastwagen zu Hause abgeholt und kamen ins Glodok-Gefängnis.

Hoch konzentriert warten die ehemaligen Honolulu Kings auf die Fortsetzung von Herrn Wolffs Bericht.

Wissen Sie, die Wärter waren hauptsächlich Indonesier. Japse habe ich dort kaum gesehen. Die Wärter waren Abschaum, sie folterten Menschen am laufenden Band. Und alles im Gefängnis geschah auf Kommando, mit Trillerpfeife. Waschen auf Kommando. FÜÜÜÜT! Einseifen! FÜÜÜÜT! Abwaschen! Sogar scheißen musste man auf Kommando. Eines Tages sollten wir unseren Kot abliefern, wegen Grubenwurm. Leichter gesagt als getan. Es kam ja nichts raus, so wenig, wie man uns zu essen gab. Manche hatten sich zuletzt vor einer Woche entleert. »Ich muss noch, Jungs«, habe ich da gesagt, und dann habe ich meinen Kot unter den Kameraden verteilt. Für jeden ein kleines bisschen. Unser Saal wurde beschuldigt, die Gefängniskatze gegessen zu haben. Das stimmte aber nicht.

Grinsend schaut Hardy seine Freunde an. Cok stützt sich schwer auf die Rückenlehne des Stuhls. Langes Stehen fällt ihm in letzter Zeit schwer.

Die indonesischen Wärter befahlen uns, so lange in der brennenden Sonne zu stehen, bis jemand die Tat gestand. Als die Ersten umfielen, haben wir zusammen die Schuld am Verschwinden der Gefängniskatze auf uns genommen. Wie gesagt, von den Japsen hatten wir nicht so viel zu befürchten. Ich bin vor allem guten Japsen begegnet, gebildeten Leuten, die ihre Militärzeit abdienten. Es waren unsere eigenen Landsleute, die uns fertig machten.

Hardys Atemgeräusche sprechen Bände. Auch aus dem Ghetto bläst es schweres Schnauben. Offenbar merkte auch Herr Wolff, dass der Besitzer des Tokos nichts Nettens über Japaner hören wollte.

Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Hardy, letztlich war die Atombombe unsere Rettung. Dank der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki wurden wir mit einem Schlag befreit. Des-

halb werde ich nie gegen Atomenergie sein. Aber soll der Krieg nie enden? Sollen wir keine japanischen Autos mehr kaufen? Sollen wir das tun? Sollen wir immer weiter hassen? Hass vergiftet die Seele. Ich bin zu alt für Hass, Herr Hardy.

»Es gibt keine guten Japse«, stößt Hardy zwischen den Zähnen hervor und geht weg. Trotzig hämmern die Absätze seiner Cowboystiefel auf die Fliesen. Mit einem Knall zieht er die Toilettentür hinter sich zu. Er öffnet den Reißverschluss seiner Hose und schaut zu der abgehängten, holzverkleideten Decke hinauf. Eine Gewohnheit seit der Zeit, als die Fratres im Waisenhaus ihm einbläuten, dass man beim Pinkeln den Blick gen Himmel zu richten habe. Nicht, dass man fürs Pinkeln den göttlichen Segen brauchte, aber man hätte sonst vielleicht nach dem Jungen geschielt, der neben einem pinkelte, ein schrecklicher Gedanke. Inzwischen ist Hardy in einem Alter, in dem er gar nicht mehr nach unten schauen will. Sein Geschlecht ist zu einem Luftballon-Zipfel zusammengeschrumpelt.

»O doch, das sollen wir«, zischt Hardy der holzverkleideten Decke zu. »Und ob wir das sollen, Herr Wolff.«

Er ist ihnen oft genug begegnet. Landsleuten, die in seinem Toko ganze Kassetten mit ihren schrecklichen Erinnerungen an die Besatzungszeit und an brüllende Japaner füllten, aber anschließend wie selbstverständlich in ein japanisches Auto stiegen. Den Mund voll Hass auf die Japse, aber Daihatsu, Mitsubishi und Suzuki davon ausnehmen. Der Einfachheit halber vergessen, dass Mitsubishi die Jagdflugzeuge und Bomber baute, die ihrem Volk Tod und Verderben brachten. Oder sie trugen eine Seiko-Armbanduhr. Seiko! Aber einer schoss wirklich den Vogel ab. Weil er Hardys Philips-Kassettenrekorder hoffnungslos veraltet fand, brachte er ihm doch tatsächlich einen gebrauchten Panasonic.

»Eine gottverdammte Japsen-Marke«, schimpft Hardy und zieht den Reißverschluss hoch, den Blick immer noch aufwärts gerichtet. Er wäscht sich in dem kleinen Waschbecken die Hände und schaut in den Spiegel. Sein Gesicht sieht trotz oder gerade dank seines Alters sehr gut aus. Die tiefen Falten geben ihm Charakter, die Nase ist kräftig, aber schmal, glücklicherweise nicht so *pésék* wie die von George. Besonders zufrieden ist Hardy mit seinen Augen, in denen es seit ein paar Jahren weißlich schimmert. Laut Hausarzt ist das ein Anzeichen für beginnenden Star, aber Hardy hat keine Beschwerden. Star – na wenn schon.

Von der Ablage über dem Waschbecken nimmt er einen Kamm. Dichtes Haar, keine Geheimratsecken. Cok beneidet ihn darum. Bevor Hardy grau wurde, bekam er regelmäßig zu hören, mit seinen Locken sehe er Herman Brood ähnlich. Er kannte Brood nicht. War ihm auch in der Musikwelt nie begegnet. Logisch, Hawaiimusik stand weitab von allen anderen Musikgenres.

Hardy kehrt durch die kleine Diele in den Wohnzimbereich des Tokos zurück. Cok raucht am Tisch entspannt eine Nelkenzigarette. George sitzt auf dem Sofa, dessen grünes Skai-Leder von einem Batikmuster aus Fettflecken überzogen ist, und starrt mit zusammengekniffenen Augen in ein Klatschblättchen. Zu eitel, um sich eine Brille zu kaufen. Mandela trug auch keine Brille. Die Kiste mit den Kassetten und der Ghetto-blaster stehen wieder ordentlich im Regal. Seine Freunde werden kein Wort darüber verlieren, dass er Herrn Wolff unterbrochen hat, weiß Hardy. Das zweite ungeschriebene Gesetz des *Tracens* lautet, dass man den Interviewten schweigend zuhört, aber seine Freunde tun so, als wäre nichts geschehen. So ist es immer, und das ist schön. Es sagt viel über ihre Freundschaft.

»Ich fahre zu Christina«, verkündet Hardy und schiebt das Portemonnaie in eine Gesäßtasche seiner Jeans. »Um zwei Uhr holt Frau Poirrié ihre Bestellung ab. Sechzig Saté ajam.«

2

Hardy steht im Aufzug des Pflegeheims und drückt auf vier. Es riecht unangenehm. Das wundert ihn, im Aufzug oder auf den Fluren riecht es sonst nie unangenehm. Er blickt sich um und entdeckt eine kleine Pfütze. Wahrscheinlich von einem Gast, der den Unterschied zwischen dem Aufzug und der Toilette nicht mehr kennt. Dann ist dieser Liftpinkler sogar noch fein heraus – die meisten Gäste tragen Windeln. Glücklicherweise ist auch Hardys Frau diese Demütigung bisher erspart geblieben, obwohl sie es hin und wieder nicht rechtzeitig zur Toilette schafft. Ihre kleinen Missgeschicke sind aber nicht das Schlimmste. Was ihm wirklich weh tut, ist etwas anderes: dass Christina ihn nicht mehr erkennt. Manchmal erkennt sie nicht einmal mehr sich selbst.

Vor einiger Zeit hat er ein Foto von ihr gemacht. Sie trug eine dunkelblaue Wolljacke und einen bunten Seidenschal, und im Friseursalon hier im Hause hatte man ihr das Haar zu einer eindrucksvollen Frisur hochgesteckt. Hardy zeigte seiner Frau das Foto.

»So eine hässliche Frau«, sagte Christina.

»Aber Liebste«, entgegnete Hardy, »das bist doch du.«

Seine Frau betrachtete das Foto noch einmal genau und schüttelte den Kopf. »In meiner Familie gibt es keine so hässlichen Menschen.«

Hardy geht zu Christinas Hotelzimmer. Er weigert sich, das Haus, in dem sie untergebracht ist, als Pflegeheim zu bezeichnen. Niemand verlässt eine solche Einrichtung lebend. Hardy

hat die feste Zuversicht, dass sie eines Tages wieder nach Hause kann. Deshalb betrachtet er ihren vorübergehenden Aufenthaltsort als Hotel, in dem sie von Gästen und Personal umgeben ist. Obwohl seine Frau Holländerin ist, wohnt sie in einem »indonesischen« Hotel. Es gibt aber außer ihr noch andere niederländische Gäste. Zum Beispiel den Mann im Nebenzimmer. Er ist neu. Beim Einchecken geriet er in Panik. Weinte, schrie, wurde handgreiflich. Während des Krieges war er in einem japanischen Lager eingesperrt, und nun glaubte er, dass er wieder interniert wurde.

An der Tür ihres Zimmers hängt ein Zettel, auf dem NICHT KLOPFEN steht. Klopfgeräusche können Christina erschrecken. Langsam öffnet er die Tür. Seine Frau sitzt am Tisch vor dem Fenster und starrt hinaus. Sie trägt ein blaues Kleid und rosa Schluffen mit Hasenöhrchen; ein Geschenk von ihrer Enkelin Synne. Ihre Tochter und ihr Schwiegersohn haben ihr einen norwegischen Namen gegeben, weil sie in Oslo gezeugt wurde. Hardy hat versucht, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn das kränkte. Mit einem norwegischen Vornamen wurden seine indonesischen Wurzeln verleugnet, so wie überhaupt alles an ihm, was indonesisch war, von seiner Tochter verleugnet wurde. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass Synne »Ssüün« ausgesprochen wird, was für ihn eher indonesisch als norwegisch klingt.

Als Hardy sich neben Christina setzt, dreht sie den Kopf zu ihm hin. Ihre hellen blauen Augen schauen durch ihn hindurch. »Junge«, sagt sie.

Obwohl sie ihn nicht mehr bei seinem Namen nennt, macht ihn dieses Wort glücklich. Er legt seine Hand auf ihre und schaut aus dem Fenster. Ihr Zimmer hat Aussicht auf den umschlossenen, südostasiatischen Garten. Er erinnert ihn an den